



Julya
Rabinowich

Hanser

DAZWISCHEN:
ICH

scheint, irgendwen zu ermorden. Rami hat ein Plakat aus dem Abfalleimer gezogen und in unserem Zimmer an der Wand befestigt. Jetzt verlangt er von mir, dass ich ihn Altair nenne. Ich denke nicht daran! Aber Mama macht das auch noch wirklich. Ich habe sie gefragt, ob ihr klar ist, dass sie ihrem Sohn einen Mördernamen gibt. Sie hat gesagt, der Name ist traditionell und gut. Ich habe ihr das Plakat gezeigt. Sie hat blöd geschaut, Rami sofort wieder Rami genannt, ihm aber weiterhin erlaubt, Assassine zu spielen, mir hinter Ecken aufzulauern und die Tante auf dem Klo zu erschrecken. Ich warte einfach mal ab, bis es Amina reicht. Die ist dreimal so eiskalt wie sein Assassine.

- - - - -

Musste heute ganz schnell sein auf dem Weg zum Schulbus. Der Typ, der so gern allen Frauen im Haus nachgeht, hat versucht, mich im Erdgeschoss abzufangen. Habe mich nicht umgedreht. Der ganze Gang hat nach ihm gestunken. Der sieht aus, als käme er direkt aus der Hölle. Unrasiert, stinkend, mit Haaren, die schon zu festen, von seinem Kopf abstehenden Haarwürsten verfilzt sind. Manchmal heult er in der Nacht, als ob er ein Tier wäre. Er wäre bestimmt so einer, der sich auf Friedhöfen aus der Erde buddelt. Aus meinem Märchenwald würde ich ihn vertreiben, wenn er da mit seinem widerlichen Kopf zwischen den Wurzeln hervorkäme. Mit einer Fackel würde ich ihn verscheuchen.

Gestern stand er den ganzen Tag am Fuß der Treppe und glotzte alle an, die vorübergingen. Die Frauen ganz widerlich. Die Männer hasserfüllt. Immerzu hat er die Hände in den Hosentaschen, als ob da drin etwas wäre. Manche Männer wurden beim Gehen schneller, wenn die an ihm vorbeimussten, auch einige, die sonst schnell laut werden. Manche stecken auch die Hände in die Hosentaschen, wie ein Spiegelbild, und deuten an, da ist auch was. Pass bloß auf.

Mama hat er auf den Hintern gestarrt. Mit einem Grinsen. Sie hat es nicht bemerkt. Sie schleppte zwei schwere Kübel mit Schmutzwasser und achtete auf jeden ihrer Schritte, um nichts zu verschütten. Ging schwankend wie auf einem Drahtseil, so vorsichtig. Manchmal erlaubt uns die Chefin, das ist die Frau vom Pensionsbesitzer, kleinere Arbeiten gegen Geld für sie zu erledigen. Alle reißen sich darum. Um ein bisschen Rasenmähen oder Treppenaufwischen. Papa war nicht da. Nur ich. Ich habe mich hinter Mama hinausgedrückt. Wollte nicht, dass sein

Blick auch auf meinem Rücken, meinen Beinen, meinem Po landet. Wie das Dreckswasser auf dem Asphalt im Hof.

- - - - -

Bei Laura gibt es morgen Pizza. Ich liebe Pizza. Hausgemachte, das ganze Backblech voll, mit allem drauf, was ihrer Mutter einfällt: Sardellen, Kapern, Gemüse. Mit viel Käse drüber, schön knusprig gebacken. Das Backblech kommt auf einem Untersetzer auf den riesigen Holztisch. Schönes Geschirr aus bemaltem Porzellan. Das hat Lauras Mutter selbst bemalt. Jeden Teller anders. Mit Namen auf der Rückseite: einen für Laura, einen für ihren großen Bruder.

Früher, als Laura und Markus noch kleiner waren, haben sie Teller mit Tieren in der Mitte gehabt, um sie zum Aufessen zu motivieren. Laura hatte eine Katze, wegen ihrer grünen Augen. Lauras Mutter hat mir die alten Kinderteller gezeigt, bestimmt, weil sie stolz auf ihre Malereien ist. Markus wollte das überhaupt nicht. Ist ganz rot geworden. Ich fand das irgendwie süß.

Manchmal gehe ich nach der Schule mit. Ich weiß, da ist immer ein Teller für mich gedeckt und ich kann mich immer dazusetzen und mitessen. Vielleicht malt sie mir auch einen an, hat sie gesagt. Das wäre nett. Nicht irgendein Teller, sondern meiner.

»Spinnst du«, hat Laura gesagt. »Das ist was für Kleinkinder.«

Mir doch egal. Ich würde es trotzdem mögen.

Manchmal fährt Lauras Mutter mich später in unsere Unterkunft. Mit dem Auto, damit ich nicht zu Fuß laufen muss. Das dauert. Quer durch den Wald. Am Tag gehe ich gerne da durch. Wenn es dunkel wird, bringen mich keine zehn Pferde in den Wald. Nicht einmal mit Laura zusammen.

Erstens hätte ich auch Angst, wenn sie mitkäme. Zweitens hätte ich dann Angst um sie, weil sie alleine zurückgehen muss. Ich weiß genau, dass das ein harmloses Waldstück ist und keine Bösen und Bewaffneten auf den Weg springen werden, aber das hilft nicht, das Wissen allein hilft nicht. Auch nicht die Tatsache, dass Laura lacht und mir versichert, dass sie diese Strecke geht, seit sie sieben ist, und da noch nie etwas passiert ist. Sie schlägt mir dann leicht gegen die Stirn und lacht. Wenn sie lacht, kräuselt sich ihre Nase, das finde ich niedlich, sieht aus wie bei einer Maus, wenn die schnuppert. Auf der Nase sitzen ganz viele Sommersprossen, auch sehr niedlich zu ihrer blassen Haut.

Bei mir sitzt nur die Angst im Kopf. Diese Angst sitzt mir so fest im Kopf, dass ich ihn manchmal heftig schütteln will, heftig dagegenschlagen, nicht so sanft wie sie. Damit dieses idiotische Gefühl einfach rauskatapultiert wird, wie die bunten Pillen, die ich mir als Kind einmal in die Nase gesteckt habe, und dann habe ich sie nicht mehr herausbekommen. Und mein Vater hat mich erst an den Beinen hochgehoben und geschüttelt, was gar nichts genutzt hat, mir dann Wasser in die Nasenlöcher eingetropt, da habe ich nur geglaubt, ich erstickte sofort, geholfen hat auch das nichts. Und mir anschließend mit der flachen Hand auf den Hinterkopf geschlagen, bis sie endlich herausfielen. Danach traute sich wenigstens Rami nie, sich Sachen in die Nase zu stecken. Immerhin.

- - - - -

Ich war heute mit Papa wandern. Auf ein »ernstes Gespräch«. Dachte schon, es wird furchtbar langweilig. Aber nein. Manchmal täuscht man sich. Haben uns Butterbrote bestrichen und sie eingepackt. Noch Wasserflaschen in den Rucksack. Und los. Quer durch den Wald. Sind auf einen Berg gestiegen. Nach der Hälfte wollte ich nicht mehr, aber Papa hat darauf bestanden, dass wir weitergehen.

»Warte auf den Augenblick, wenn du wirklich müde bist«, hat er gesagt. »Dann machst du halt und rastest. Aber vergiss niemals, dass das nicht der Punkt ist, an dem du umkehrst. Das ist nur der Punkt, an dem du Kraft schöpfst. Und erst dann beginnt der richtige Weg. Merkst du dir das?«

Wir saßen auf einem moosüberwucherten umgefallenen Baumstamm. Meine Füße reichten nicht bis zum Boden, so dick war der. Eine Krähe schlug Alarm für die anderen über uns. Tannenwipfel und darüber Wolken, die schnell über unseren Köpfen dahinzogen. Der Wind war frisch. Angenehm kühl. Kühl genug, um den Verstand zu schärfen und um aufmerksam zu sein, jeder Muskel bereit. Nicht so schläfrig, wie einen die Hitze macht, auch wenn man dann lieber draußen ist.

»Klar«, habe ich gesagt.

»Dann sage mir, wann du genug Kraft hast, und wir gehen weiter.«

»Müssen wir wirklich bis ganz rauf?«, maulte ich. »Meine Schuhe drücken. Ich habe keine Lust mehr.«

»Müssen wir«, sagte er.

Wir gingen weiter. Füllten die leeren Wasserflaschen in einem Bach

nach, der unseren Weg kreuzte.

»Ich will, dass du weißt, wie du Ziele erreichst«, sagte er.

»Weiß ich doch schon.«

»Nicht gut genug.« Und er legte noch an Tempo zu.

Ich keuchte hinterher. Hatte eine solche Wut. Auf mich, weil ich schon so erledigt war, und auf ihn, weil er keine Rücksicht darauf nahm.

»Ich will zurück.«

»Du wirst die Aussicht genießen, wenn wir oben sind. Komm.« Und weiter ging es.

Ich rutschte auf einem steilen Anstieg ab und schlug mir das Knie auf. Er wusch die Wunde sauber, und wir gingen weiter.

»Müde?«, fragte er nach einiger Zeit.

»Ich spüre meine Füße nicht mehr«, sagte ich.

»Dann kannst du sie besser belasten.« Und er drehte sich um, sah meinen Gesichtsausdruck. Lächelte. »Spar dir die Energie, die du mit Ärger vergeudest, für deine Schritte auf.«

Und wir gingen und gingen. Der Schmerz trat in den Hintergrund. Man gewöhnt sich an Schmerz. Ich weiß noch, wie wir tagelang gegangen sind. Nächtelang. Und jedes Mal wenn einer von uns begann aufzugeben, hat Papa ruhig, aber bestimmt darauf bestanden weiterzugehen. Rami hat er immer wieder getragen. Das Gepäck wollte ich irgendwann abstreifen. Ging nicht. Durfte nicht. Blasen in den Schuhen. Irgendwann gab es kein Pflaster mehr. Ich habe die Narben immer noch. Meine Jacke habe ich dann bei einer Rast im Wald vergessen. Wir konnten nicht mehr zurück. Ich bekam den Pullover von Papa. Er hat gesagt, er friert nie. Ich habe ihm geglaubt, weil ich ihm glauben musste. Sonst hätte ich den Pullover nicht annehmen können. Hinter uns blieben Feuer und Schüsse. Je weiter wir kamen, desto ruhiger wurde es.

»Keiner gibt auf«, hat Papa gesagt. »Keiner bleibt zurück. Wir gehen gemeinsam. Wir kommen gemeinsam an.«

Ich würde anders wandern. Leichtfüßiger, geschickter, langsamer. Ich würde in meinen Märchenwald gehen, in den ich immer gehe, wenn es mir zu viel wird, wenn ich nicht mehr kann. Dann schließe ich die Augen und bin gleich dort. Ich würde die Landschaft bestaunen und den Himmel und die Konstellationen der Sterne über mir. Ich würde mich an diesen Sternen orientieren. Auf meinem Weg vor allem nachts wandern. Riesige dicke Bäume wie auf den Bildern in meinen

Kinderbüchern.

Mein Wald ist so ein Wald, in dem es auch Feen geben könnte und Drachen und Greife und andere Fabelwesen. Ich habe früher gerne Märchen gelesen. Von Menschenfressern und Zauberern, von sprechenden Pferden und verwunschenen Mohnfeldern. Von Mädchen, die verzauberte, schlafende Prinzen pflegen. Sieben Jahre lang. Und dann, nach sieben Jahren, will er doch eine andere heiraten und nicht die, die all die Zeit bei ihm war. Hier gibt es ganz andere Märchen. Laura hat mir ihre Bücher geborgt. Zum Deutschüben. Es gibt hier Märchen von gläsernen Särgen und von Königsfröschen und von Mädchen, die in ihren roten Schuhen auf einem Stück Brot tanzen müssen bis in alle Ewigkeit. Und böse Wölfe.

Wölfe habe ich einige gesehen. In den Wäldern, durch die wir auf unserer Reise hierherkamen, gab es Wölfe. Es haben auch nicht alle den Weg durch diese Wälder geschafft. Wenn man Feuer gemacht hat und viel Lärm, blieben die Wölfe im Waldfinstern zurück. Man sah nur ihre Augen leuchten. Ganz viele. Ich habe mir dann ganz fest eingeredet, dass es nur Katzenaugen sind.

Hier habe ich noch nie Wölfe in den Wäldern gesehen. Nicht einmal große Hunde.

Nach den Wäldern sind wir in einer großen Menge durch den Regen gegangen. Manchmal auf Feldwegen. Vor uns sind welche zusammengebrochen. Manche wurden dann in Betttüchern mitgeschleppt. Andere blieben liegen. Papa konnte niemanden tragen außer Rami. Er hat es versucht. Aber er hatte einfach keine Kraft mehr. Manchmal fährt er jetzt aus dem Schlaf hoch und brüllt, dass er noch jemanden tragen kann. Er will es jedenfalls versuchen, schreit er. Dann streichelt Mama über sein Gesicht und sagt: »Schschscht, alles vorbei. Alles vorbei.« Aber es dauert dann mehrere Minuten, bis er aufhört zu schreien.

Wir kreuzten Grenzen mit Stacheldraht. Wir bogen ihn hoch und krochen, so schnell es ging, darunter durch. Einmal bin ich hängen geblieben und kratzte mir den Rücken auf. Papa hatte noch Desinfektionsmittel. Das war gut. Bei anderen haben sich diese Wunden entzündet. Manchmal waren da Soldaten. Manche waren freundlich und gaben uns zu essen und zu trinken. Andere jagten uns. Dann liefen die Menschen wie Schafe auseinander, Geschrei und Chaos überall. »Verlier mich nicht aus den Augen!«, hat Mama dann gerufen. »Bleib dicht an mir dran! Halt dich an mir fest!«